

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

140 (18.6.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 25

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 140

Nr. 25

Samstag, den 18. Juni

1932

Der Schicksalsweg einer Frau

Von Will Scheller

Die in ihrer Eindringlichkeit so eigentümliche Wirkungskraft der Werke von Iholde Kurz hat von jeher auf dem bemerkenswerten Nachdruck beruht, mit welchem innerlich und unerbittlich gelebtes Leben sich in ihrer Sprache verlaublich und dieser das eigentümliche Gepräge gegeben hat. In den Worten der Dichterin und in der Art, wie sie sie fest, schwingt immer Schicksal nach mit jenem verbindlichen Klang — verbindlich hier im Sinne von verpflichtend und verpflichtet —, der sich aus der Tatsache der Identität von Schreibendem und Geschriebenem, aus der nicht bloß geistigen, sondern geradezu naturhaft leiblichen Übereinstimmung von Ich und Wort, von Dichter und Dichtung notwendig ergibt.

Als Fünfunddreißigjährige hat Iholde Kurz ihr erstes Buch veröffentlicht, ein biographisches Merkmal der Weise, wie sie zur Idee der Verantwortung von literarischem Tun und Lassen steht. Diese Einstellung ist aus allen ihren Werken herauszufühlen, es ist ein selten so rein in Erscheinung tretender, unerbittlicher Sinn für die hohe Bedeutung geistigen Formens im Lebenshaushalt der Schöpfung schlechthin. Der Mensch, der schreibt, steht für diesen Sinn vollblütig und im klaren Bewußtsein der Verantwortung hinter jedem Wort, er weiß, daß jedes Wort gewogen wird — im Bezug auf ihn, dort, wo das Leben endgültig eingeschrieben wird, und daß jedem Wort magische Wirkungsmöglichkeiten innewohnen, die auf ihn selbst zurückwirken.

Daher kommt es, daß die Werke von Iholde Kurz den Charakter der persönlichen Entscheidung haben, daß in ihnen die ganze Wärme eines Menschenherzens strömt, daß die Leiden wie die Freuden des Daseins bejaht und durch diese Bejahung sublimiert und in Schönheit verwandelt. Denn auch das Traurige und selbst das Schreckliche wird schön, wenn es vom Adel des erlebenden Herzens gelaunert, besser gesagt, in die Sphäre gehoben wird, wohin die dunklen Triebe und Sünde des Irdischen nur als Schatten gleichsam vom Licht geblendet schwarzer Vögel folgen können, die zurückschweben zur Erde, dorthin, wo die Wesen von den Düsternissen des Nutes gefesselt sind.

Iholde Kurz weiß um dies alles, und es ist nicht so, daß sie sich in ihrem Schaffen irgendwie von den naturhaften Gegebenheiten des Menschseins entferne, um in einem Reich abstrakter Ideale sich ihre Welt zu zimmern. Es ist ja gerade das Bezwingende ihrer Kunst, daß sie mit so ernsthafter Deutlichkeit von den Mächten des Lebens spricht, daß sie trotz unverkennbarer Fraulichkeit vor keiner Wahrheit zurückschreckt und jeder bis auf den Boden zu blicken sucht. Daß sie das kann, ohne dem, was sie sieht, zu verfallen, das ist freilich eine Folge ihrer geistigen Haltung, die, es läßt sich nicht anders sagen, von den Idealen der Wahrheit und der Schönheit und jenes Guten bestimmt wird, das aus der Vereinigung beider hervorgeht.

Und nun das Erstaunliche, das dennoch nichts weiter ist als eine volle Bestätigung dessen, was Iholde Kurz in ihrem Leben immer getan hat: diese Frau, die im nächsten Jahre ihren achtzigsten Geburtstag feiern wird, schreibt eben jetzt ihr zweifellos bestes Buch, und just dieses Buch wird der buchhändlerische Erfolg des Jahres. Denn diese (bei Kainer Wunderlich in Tübingen erschienene) „Vanadis“ ist der Roman von 1932. Es darf wohl als unbestritten und als unbestreitbar angesehen werden, daß es noch niemals einem Dichter gegeben gewesen ist, in so hohem Alter eine Leistung zu vollbringen, die eine solche Wirkung auf die Zeitgenossen ausgeübt hätte, wie es von „Vanadis“ behauptet werden kann.

Wer ist „Vanadis“? Vanadis ist zunächst ein kleines Mädchen, das in einer von der Geistigkeit des Mythensforschers Folkwang bestimmten, von alter Lebenskultur durchdrungener Umgebung unter zahlreichen Geschwistern aufwächst, schon in dieser Frühzeit aber die Menschen so bezaubert, daß Gleichaltrige und Erwachsene dem bannenden Eindruck ihrer äußeren Anmut und inneren Tiefe sich nicht entziehen können. Unter den Spielen des Kindes sind entstehen so die Spannungen, die nicht nur ihr eigenes Leben bestimmen, sondern auch selbst dort, wo es nur mittelbar geschieht, auf das Leben anderer entscheidend einwirken.

Es ist ihr Schicksal, daß ihre Wirkung nicht glückbringend sich vollzieht, daß ihre Ähnlichkeit mit der zu früh verstorbenen Mutter den geistig reizbaren Vater in die Unmacht treibt, daß die jüngere Schwester aus Liebe zu der älteren die eigene Neigung zu einem gemeinsamen Freunde zu unterdrücken sucht und in diesem Opfer sich selbst verzehrt und daß am Ende der Mann, der nach dem Freitod ihres ältesten, in seiner geistigen Gespanntheit dem Vater nachahmenden Bruders die Gestaltung ihres Lebens in die Hand nimmt, nachdem er es von Anfang an verehrend und liebend begleitet hat, an der in seiner Zartheit begründeten Unvollkommenheit dieser Gestaltung, so glänzend sie ist, zugrunde geht, während sie selbst den, dem ihre Leidenschaft gehört, notgedrungen von sich abweisen und einem immer nur halb Leben überlassen muß. Daß sie selbst dann, wenn auch von geliebten Menschen umgeben, ein frühes Ende findet, ein friedliches und schönes zugleich, wirkt nach alledem nicht mehr tragisch.

Das Haus des deutschen Gelehrten Folkwang, aus dem die Familie, weil Vanadis einem Mächtigeren die eigene Seelenmacht entgegenstellt, weichen muß, in weiteren Zerfall hinein, ist, räumlich gesehen, der eine, das Schloß des deutschen Barons von Solmar, eines östlicher Weisheit ergebenden Kunstsammlers, in Florenz der andere Pol des Geschehens. In der Gestaltung dieser beiden Raumformen und der sie belebenden Figuren hat Iholde Kurz viel Material aus dem eigenen Leben verwertet: aber nicht nur deshalb ist der Roman so bezeugend, weil er autobiographische Klänge und Farben mitschwingen läßt, weil die Sätze flüssig, Böcklin und anderer vorübergleiten und mancher, die der Wissende auch unter anderem Namen wiedererkennt, sondern weil das

erlommene Schicksal ein Gebilde ist, das sich aus der Tatsache der Identität von Schreibendem und Geschriebenem, aus der nicht bloß geistigen, sondern geradezu naturhaft leiblichen Übereinstimmung von Ich und Wort, von Dichter und Dichtung notwendig ergeben hat.

Die Lebensbeschreibung von Vanadis ist keineswegs die Autobiographie von Iholde Kurz, obwohl, wie gesagt, viel eigener Lebensstoff darin steckt und ihr tiefstes Erleben und der Gerichtstag über das eigene Ich darin aufleuchten und das ganze Geschehen durchgluten. Das Lebendige preißend, „das nach Flammentod sich sehnd“, geht Vanadis den Weg der Entfugung, der feuriger ist und rascher verbrennt als der der Erfüllung. Da sie noch im Tode ein junges Herz begeistert, wie sie als Kind alternde Herzen entflammte, ist dem Sterben dieser schönen und außergewöhnlichen Frau der Stachel genommen, und von ihrem nun vollendeten Dasein bleibt als Nachhall das Gefühl des Lynkeus: Es sei, wie es wolle, es war doch so schön!

Warum gibt es gerade auf der Erde Leben?

Wenn wir des Abends zum Sternenhimmel aufblicken, dann überlegen wir uns in romantischen Stunden gern einmal, auf wie vielen von den Millionen und Milliarden Sternen es wohl lebende Wesen geben möge, von deren Existenz und Aussehen wir nichts ahnen. In solcher Stimmung schätzen wir dann die Tatsache, daß unsere Erde Leben trägt, nicht besonders hoch ein, im Rahmen des Weltalls scheint sie doch nur ein „Fall“ unter unendlich vielen.

Zahrbundertlang war die Wissenschaft fest davon überzeugt, daß sich auf zahllosen Sternen Leben finden müsse, ja man glaubte teilweise sogar, daß jeder Lichtpunkt am Himmel eine Heimstätte belebter Wesen sein könne. Trotz einiger Abschwächungen dieser Meinung war auch in neuerer Zeit die Wissenschaft nicht geneigt, der Erde eine besondere Vorzugsstellung als Trägerin des Lebens zuzusprechen — noch vor ein paar Jahren stand eine Theorie des berühmten schwedischen Forschers Arrhenius im Mittelpunkt der Diskussion, nach der winzige Lebewesen durch den Strahlendruck der Sonne von Planet zu Planet geschossen würden, ja sogar von Sonnensystem zu Sonnensystem wandern könnten.

In der letzten Zeit haben sich diese Vorstellungen stark gewandelt und es läßt sich die höchst interessante und merkwürdige Tatsache feststellen, daß die Erde ihre alte Vorzugsstellung im Weltall, die sie vor Kopernikus gehabt hatte, wieder zu gewinnen scheint.

Ein berühmter Philosoph W. Leibniz hat die Erde — wenn auch in einem anderen Sinne — die „beste aller möglichen Welten“ genannt die letzten astronomischen Erkenntnisse haben jetzt diesen Satz vollkommen bewiesen: vom Standpunkt des Menschen aus sind die wichtigsten Eigenschaften der Erde tatsächlich die bestmöglichen!

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Das Datum der Kreuzigung Christi astronomisch bestimmt!

Durch Jahrhunderte beschäftigt sich die Wissenschaft mit der Frage, zu welchem Zeitpunkt die Kreuzigung Christi stattgefunden habe. Man war sich bisher nicht einmal über das Jahr seines Todes einig, da von den Jahren zwischen 29 bis 35 n. Chr. eigentlich jedes aus irgendwelchen Gründen in Betracht kam. Untersuchungen der letzten Zeit führten zu dem Ergebnis, daß die Jahre 34 und 35 ganz ausscheiden — es bleiben dann aber noch immer fünf Jahre übrig. Wie nun Prof. D. Gerhardt vor kurzem mitteilte, ist es ihm gelungen, auf Grund der in den biblischen und geschichtlichen Aufzeichnungen angegebenen astronomischen Daten nicht nur das Jahr, sondern auch den Tag der Kreuzigung einwandfrei festzustellen. Wesentlich für die Errechnung des Datums waren zunächst die Angaben über Neu- und Vollmond jener Jahre, ferner das sog. Neulicht, d. h. der Tag, an dem sich nach dem Neumond die Mondichel zuerst wieder zeigte. Nach dieser letzteren Erscheinung nämlich — sie galt als ein von Gott eingesetztes Zeichen — wurde der erste Tag des jüdischen Monats festgestellt. Prof. Gerhardt hat nun, gestützt auf die von einigen Astronomen erdormenen Methoden, den jüdischen Kalender jener Jahre rekonstruiert und konnte dann auf diese Weise den gesuchten Zeitpunkt errechnen. Das Ergebnis seiner Arbeiten ist die Feststellung, daß sich nach eingehender objektiver Prüfung aller in Betracht kommenden Momente als Tag der Kreuzigung Christi Freitag, der 7. April des Jahres 30 nachweisen läßt. Interessant ist übrigens noch die Mit-

teilung Prof. Gerhardts, daß die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Christi nur rund 3 1/4 Jahre betragen hat.

Ein geheimnisvolles Sinnesorgan bei Insekten

Vor kurzem ging durch die Fachliteratur die aufsehenerregende Nachricht eines Forschers, daß die Schmetterlinge unsichtbare Strahlen ausstrahlen könnten. Dieser, Mr. Bright mit Namen, behauptete, an Weibchen gewisser Schmetterlingsarten festgestellt zu haben, daß sie dieses Vermögen besitzen sollten, und zwar müßten die Strahlen ziemlich energiereich sein, da sie von den männlichen Tieren viele hundert Meter, ja Kilometer weit, „gesehen“ werden. Tatsächlich ist nun das Anlocken des anderen Geschlechts bei den Schmetterlingen eines der merkwürdigsten und seltsamsten Probleme der Sinnesforschung. Es ist erfahrenen Schmetterlingsjägern bekannt, daß man mit einem Weibchen leicht eine Anzahl Männchen derselben Art anlocken kann. So berichtet z. B. Forel, daß er vor einer Reihe von Jahren mitten in der Stadt Lausanne mit einigen Weibchen des dort seltenen kleinen Nachtpfauenauges sowie Männchen erhielt, daß die Scharen, die vor seinem Fenster schwärmten, einen Menschenanlauf verursachten. Bei einer verwandten Art, die auch nicht häufig vorkommt, gelang es einem anderen Forscher in Zürich mit einem einzigen frisch ausgeschlüpfen Weibchen in 6 1/2 Stunden 127 Männchen zu fangen. Noch wunderbarer erlebte es der Schmetterlingskenner Fabre mit dem Eichenspinner. Dieser war in der betreffenden Gegend so selten, daß er drei Jahre lang vergeblich nach ihm gesucht hatte. Endlich fand er eine Raupe, aus der nach der Verpuppung das Weibchen schlüpfte. Er stellte das Tier 5 Meter vom offenen Fenster entfernt unter einem Drahtgestell in eine Ecke und sah zu seinem großen Erstaunen, daß in drei Tagen

60 Männchen der so lang gesuchten Art ins Zimmer geflogen kamen. Fabre stellte auch schon einen Versuch dabei an, der eigentlich die Behauptung Brights, daß es sich hierbei um Strahlungen handle, die von dem Weibchen ausgesandt werden, widerlegt. Stellte er nämlich das Weibchen unter einer Glasglocke ans Fenster und ließ die Schale mit Sand, worauf es gefesselt, in der Ecke stehen, so flogen alle Männchen, ohne sich um das Weibchen zu kümmern, über dieses hinweg nach der Sandglocke. Da kaum anzunehmen ist, daß die Strahlen so beschaffen sind, daß sie vollständig von dem Glas absorbiert werden, so hätten die Männchen in der großen Nähe, in der sie sich beim Darüberfliegen befanden, wenigstens etwas davon sehen müssen. Kürzlich hat sich nun auch ein anderer Forscher, Wilhelm Petersen, eingehend mit den Brightschen Versuchen beschäftigt. Er stellte ebenfalls fest, daß es sich nicht um geheimnisvolle Strahlen handelt, sondern um Duftstoffe, die das Weibchen aus einer besonderen Drüse aussendet. Umgibt man diese z. B. mit einem Wattebausch und bringt dieses allein in den Wald, so werden durch ihn ebenfalls zahlreiche Männchen derselben Art angelockt. Wunderbar bleibt, daß die Tiere so winzige Duftmengen noch riechen können. Das läßt sich nur so erklären, daß sie für gewisse Gerüche Spezialisten sind, d. h. ihre an sich schon groß und verzweigt aufgebauten Geruchsorgane besonders auf einen Duft abgerichtet oder abgestimmt sind. Etwas Ähnliches finden wir ja auch schon beim Menschen, der mit seinen verhältnismäßig stumpfen und unentwickelten, resp. verflummerten Riechorganen, immerhin die unsäglich kleine Menge von vier Zehnbillionstelogramm Stalol und gar zwei Zehnbillionstelogramm Vanillin riechend wahrnehmen kann!

Um diese überraschende Behauptung zu beweisen, müssen wir uns einmal die Frage vorlegen, welche Bedingungen nötig sind; damit sich auf einem Weltkörper so etwas wie Leben entwickeln kann. Da ist zunächst einmal die Frage der Temperatur. Bei 50 Grad Celsius gerinnt das Eiweiß, oberhalb dieser Grenze kann also kein höheres Lebewesen auf die Dauer bestehen. Weitans der größte Teil aller Materie im Weltraum aber hat Temperaturen von Millionen Grad und wir finden weder auf den Sternen noch in den kosmischen Nebeln die geringste Möglichkeit zur Entfaltung von Leben.

Die einzigen astronomischen Körper, die dafür überhaupt in Betracht kommen, sind die Planeten, die sich wie unsere Erde um eine Sonne drehen. Planeten aber sind nach allem, was wir bisher wissen, außerordentliche Seltenheiten im Weltall; die Bedingungen für ihre Entstehung sind so kompliziert, daß man eine Wahrscheinlichkeit von eins zu Hunderttausend dafür errechnet hat, daß sich im Laufe von Billionen Jahren aus einem Stern eine von Planeten umgebene Sonne entwickelt. Aber selbst dann, wenn dieser so ungeheuer seltene Fall einmal eintritt, ist die Bildung von Leben noch lange nicht garantiert.

Man hat festgestellt, daß die für die Entwicklung des Lebens günstige Temperatur zwischen 0 Grad und 40 Grad liegt — damit diese Bedingung erfüllt wird, muß der betreffende Planet also in einer ganz bestimmten Entfernung — nicht zu nahe und nicht zu weit — um die Sonne kreisen, er muß ferner eine Atmosphäre haben, damit er die zugeführte Energie nicht durch Ausstrahlung in den kalten Weltraum sofort wieder verliert. Diese Atmosphäre muß genügend stark sein, sie muß Sauerstoff enthalten — und endlich muß der Planet eine genügende Schwerkraft aufweisen, um diese Atmosphäre halten zu können. Unser Mond z. B. kann das wegen seiner zu geringen Größe nicht, und kommt daher schon aus diesem Grunde für eine Entwicklung von Leben überhaupt nicht in Betracht.

Das ist also schon eine ganze Reihe schwieriger Bedingungen, die sicherlich die größte Zahl der überhaupt vorhandenen Planeten nicht erfüllt. Auf unserer Erde sind sie sämtlich vorhanden — ob noch auf einem anderen Planeten unseres Sonnensystems, ist fraglich. Neptun und Merkur können kein Leben beherbergen, weil der eine der Sonne zu weit und der andere ihr zu nahe ist. In Betracht kämen höchstens Mars und Venus — alle übrigen scheiden aus, weil sie entweder überhaupt keine oder jedenfalls nicht alle der genannten Bedingungen erfüllen.

Unsere Erde aber erfüllt diese Bedingungen so genau, als ob sie geradezu unter dem Gesichtspunkt einer Verwirklichung des Lebens geschaffen worden wäre. Sie befindet sich genau in der „richtigen“ Entfernung von der Sonne, erhält daher gerade so viel Strahlung, daß sich auf dem größten Teil ihrer Oberfläche die Temperaturen in den für ihr organisches Leben günstigsten Grenzen erhalten. Auch die Bahn, die von der Erde um die Sonne beschriebenen wird, führt sie weder zu weit weg, noch zu nahe an die Sonne heran; ferner ist die Erdrotation gerade so rasch, daß die Gebiete der stärksten Sonnenbestrahlung sich immer wieder genügend abkühlen können. Unsere Atmosphäre endlich bewirkt den notwendigen Ausgleich der Temperaturgegensätze und sorgt auch sonst durch eine ganze Reihe weiterer Eigenschaften (Zusammensetzung, Dichtigkeit usw.) für die Erhaltung der Lebensvorgänge.

Erfüllt also die Erde in all diesen Punkten tatsächlich die Forderung, die vom Menschen aus an eine „beste aller Welten“ gestellt werden können, so tut sie dies auch in einem letzten Punkte, bei dem die Übereinstimmung zwischen „idealer Forderung“ und ihrer Verwirklichung durch die Erde weitans am erstaunlichsten ist. Es handelt sich um die Neigung der Erdoberfläche zu der Bahn, die sie um die Sonne beschreibt. Dieser Punkt mag dem Laien zunächst unwichtig erscheinen, er ist aber von entscheidender Wichtigkeit für alles Leben auf unserem Planeten. Aus folgendem Grunde: würde die Erdoberfläche etwa senkrecht auf der Bahn stehen, so bekämen die äquatorialen Gebiete zu viel, die Polgebiete in weitem Umkreis zu wenig Sonne.

Karlsruher Konzerte

Wie überall, gibt es auch hier noch einige Nachläufer der Saison. So hatte das badische Kammerorchester, wohl veranlaßt durch den regen Zuspruch, den ähnliche Veranstaltungen bisher fanden, eine weitere

Musikalische Morgenfeier

angestellt. Auch diesmal versagte — trotz unerwarteter herrlichem Sonntagwetter — die Anziehungskraft nicht, allerdings wurde infolge fast zweistündiger Dauer die Aufmerksamkeit der Zuhörer über Gebühr in Anspruch genommen, und es war sehr schade, daß namentlich Mozarts entzückendes D-Dur-Quartett, die sogenannte „Haffner“-Serenade, darunter arg zu leiden hatte. Man begegnet ja gerade dieser Schöpfung höchst selten in unseren Konzerten, weil sie mehr als Volksmusik angesehen wird. Und doch hat der junge Mozart schon hier mit oft gerühmtem feinem Instinkt die kleinen einzelnen Sätze so geformt, daß sie solche Erhebung in den Adelsstand der Kunstmusik wirklich betragen, nur eben nicht am Ende einer zuvor reich belagerten Vortragsfolge. Denn das war immerhin der Fall nach einer eingangs gespielten A-Dur-Sinfonie desselben Meisters, der sich außerdem ein Haydn'sches Violin-Konzert anschloß. Dies und insbesondere sein wunderschönes Adagio erlebte übrigens durch Oskar Schmitt eine ungemein reife und eindringliche Darstellung. Des geschätzten Lehrers geistreiches Solikontinuum stand noch kaum je auf so hervorragender Höhe und fühlte sich gleichwohl stets an den konzertanten Stil des Ganzen gebunden. Nachhallige Anerkennung verdient sich aber auch das Kammerorchester ob seiner exakten, spürbar noch durch des Solisten Brachleistung gesteigerten Anpassungsfähigkeit. Ebenso war bei den anderen Aufgaben,

Nach schlimmer aber wäre es um das Leben auf der Erde bestellt, wenn die Erdoberfläche in der Bahnhöhe liegen würde — in diesem Falle lägen große Teile der Erde monatelang in völliger Nacht und eisiger Kälte. Man hat nun ausgerechnet, bei welcher Neigung unserer Erdoberfläche die Bedingungen für eine gleichmäßige Verteilung der Wärme und damit für die Existenz und Verbreitung organischer Lebens am günstigsten wären, und stellte fest, daß dieses Optimum bei einem Werte von 22 bis 24 Grad erreicht sein würde. Die tatsächliche Neigung der Erdoberfläche aber beträgt gegen 23 Grad! Daß also überhaupt ein Planet wie die Erde entsteht, ist schon eine außerordentliche Seltenheit im Universum, daß sich aber auf einem solchen Planeten auch Leben entwickeln und erhalten kann, das ist das Ergebnis einer ganzen Kette von ineinandergreifenden Zufällen, die sich zweifellos nur ganz selten überhaupt ereignen können. Millionen Sterne existieren, auf denen es nie Leben gegeben hat oder geben wird und von den seltenen Planetensystemen am Himmel, die außerhalb des unsrigen existieren, müssen weitans die meisten ebenfalls leblos sein. Die Erschaffung des Lebens ist also eine unendliche seltene Kostbarkeit in diesem riesigen Kosmos eines fast überall lebensfeindlichen Weltalls, und damit wird, so paradox es klingt, die stolze Meinung der Alten von der Ausnahmestellung der Erde in einem neuen Sinn bestätigt. Gewiß besteht die theoretische Möglichkeit, daß Leben noch in einer anderen als der uns bekannten Form existieren kann, — sehr wahrscheinlich ist aber diese Annahme nach dem heutigen Stande unseres Wissens nicht. So erscheint es durchaus nicht abwegig, wenn der berühmte Astronom Sir James Jeans in einem seiner letzten Werke ernstlich die Frage aufstellen konnte, die wir an den Schluß unseres Berichtes setzen wollen: „Ist das Leben in der Form der Erde in einem neuen Sinn tätig? Gewiß besteht die theoretische Möglichkeit, daß Leben noch in einer anderen als der uns bekannten Form existieren kann, — sehr wahrscheinlich ist aber diese Annahme nach dem heutigen Stande unseres Wissens nicht. So erscheint es durchaus nicht abwegig, wenn der berühmte Astronom Sir James Jeans in einem seiner letzten Werke ernstlich die Frage aufstellen konnte, die wir an den Schluß unseres Berichtes setzen wollen: „Ist das Leben in der Form der Erde in einem neuen Sinn tätig? Gewiß besteht die theoretische Möglichkeit, daß Leben noch in einer anderen als der uns bekannten Form existieren kann, — sehr wahrscheinlich ist aber diese Annahme nach dem heutigen Stande unseres Wissens nicht. So erscheint es durchaus nicht abwegig, wenn der berühmte Astronom Sir James Jeans in einem seiner letzten Werke ernstlich die Frage aufstellen konnte, die wir an den Schluß unseres Berichtes setzen wollen: „Ist das Leben in der Form der Erde in einem neuen Sinn tätig?“

Dr. S. Walters.

Eine deutsche Bergsteiger-Expedition in den Himalaja

Wie soeben erst bekannt wird, fuhr Ende April eine deutsche Bergsteiger-Expedition von Genua aus nach Indien — ihre Aufgabe besteht darin, den 8114 Meter hohen Nanga Parbat, einen der höchsten Gipfel des Himalaja, zu bezwingen. Da bisher noch keine Menschens Fuß auf einem Berg von dieser Höhe gestanden hat, verdient die Expedition volles Interesse. Unser Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit einem der Expeditionsteilnehmer zu sprechen und interessante Einzelheiten über diese Unternehmung von ihm zu erfahren.

Deutsche Expeditionen können zur Zeit wegen der Ungunst der wirtschaftlichen Lage leider nur noch in ganz geringem Maße ausgeführt werden — um so erfreulicher ist die Nachricht, daß es einer Gruppe von sieben deutschen Bergsteigern aus allen Teilen unseres Vaterlandes unter Führung des Münchner Ingenieurs W. Merkl gelungen ist, die Mittel zu einer deutschen Himalaja-Expedition aufzubringen. Die deutschen Teilnehmer werden von dem bekannten amerikanischen Bergsteiger R. Herron begleitet; in Indien werden ferner noch zwei landeskundige Mitglieder des Himalaja-Clubs zu der Expedition stoßen.

Wir hatten Gelegenheit, uns mit dem Leipziger Expeditionsteilnehmer Felix Simon über die geplante Expedition eingehend zu unterhalten. Felix Simon ist ein langjähriger Bergsteiger, der schon fast überall dort in den Alpen gewesen ist, wo besondere Schwierigkeiten laoken — er hat die Eisriesen der Schweiz ebenso bestiegen, wie die zerklüfteten Wände der Dolomiten, in denen mehrere extrem schwierige Touren von ihm als Erstbesteigung ausgeführt worden sind. Schon im vorigen Jahr war von ihm und den meisten anderen Teilnehmern der jetzigen Himalaja-Unternehmung eine Bergsteiger-Expedition in das Pamir-Gebiet geplant worden, die

die es nicht nur als Begleitkörper zu bewältigen hatte, weder von Ermüdung noch Anstrengung etwas zu merken, obgleich der Dirigent Josef Reichler mit der ihm eigenen innerlichen und äußerlichen Behemung das Beste von seinen Musikern verlangte.

Zu einer weit angenehmeren Spätmittagsgesellschaft, zu einer

Musikalisch-Liturgischen Abendfeier

trafen sich am Samstag ebenfalls viele Besucher in der evang. Stadtkirche. Auch diese Veranstaltungen, über die alle wir leider hier nicht berichten konnten, scheinen also nach den Wintermonaten noch recht beliebt und sind manchem, der sich keine teureren Konzerte leisten kann, mittlerweile sicherlich zu einem Bedürfnis geworden. Man darf ihre Initiative in erster Linie wohl Kirchenmusikkapellmeister Hans Vogel zuschreiben, der auch jetzt wieder mit guter Regitrierkunst an der Orgelbank zunächst zwei Werke von Bach und Mozart zum Vortrag brachte. Dem füglig jeder Darbietung in einem Gotteshaus zukommenden ersten Charakter entsprachen weiterhin die beiden aus Haydn's Schaffnen gewählten Tonstücke, das Adagio aus dem Vogel-Quartett sowie ein „Die Uhr“ betiteltes Andante aus der D-Dur-Sinfonie. Als Interpreten betätigten sich einerseits Herren und Damen von einem aus Schülern des Münchner Konservatoriums gebildeten Streichquartett, andererseits der Instrumentalverein unter der Leitung von Theodor Münz. Gesangspolitiken war Hanna Beder-Mayer, eine offenbar dem geistlichen Lied (Kompositionen von Winterberger und Wilm) längst vertraute Künstlerin. Eine Phantasie Gades über den Choral „Lobe den Herrn“, die neben der Orgel als selbstamen Effekt noch einen pompösen Musikantenkörper aufweist, machte den würdigen, sicheren Beschluß.

S. Ed.

aber an Einreisewierigkeiten scheiterte. Die jetzige Aufgabe ist lohnend genug; handelt es sich doch darum, für Deutschland den Ruhm der Besteigung des ersten Achttausenders zu sichern, der niemals von einem Menschen erreicht wurde. Der Nanga Parbat, das Ziel der Bergsteiger, ist zwar um rund 700 Meter niedriger als der Everest, dafür hält er aber einen einzig dastehenden „Rekord“: er bestet nämlich von allen Bergen der Erde den größten relativen Höhenunterschied. Der Everest erhebt sich über ein „Vorfeld“, das immerhin die respektable Höhe von 4000 bis 5000 Meter besitzt — der Nanga Parbat aber steigt in gewaltigen, steilen Wänden aus dem nur 1000 Meter hoch gelegenen Indus-Tal auf über 8000 Meter an. Das sind 7000 Meter Höhenunterschied auf nur 9—10 Kilometer Luftlinie!

Daß ein so gewaltiger Berg nicht leicht zu bezwingen sein wird, ist klar genug — der erste Europäer, der sich im Jahre 1897 an ihm versuchte, mußte diese Tat mit seinem Leben bezahlen: von seinem letzten Erkundungsgang in 6500 Meter Höhe ist der englische Bergsteiger Mummery niemals zurückgekommen, und auch seine beiden Träger wurden ein Opfer der Berge. Die schriftlich niedergelegten Erfahrungen Mummerys wird sich die deutsche Expedition natürlich zunutze machen — aus diesen Aufzeichnungen geht hervor, daß der Nanga Parbat zunächst schwierige Kletteraufgaben stellt, und daß im oberen, unter ewigen Eis liegenden Teil des Berges ebenfalls die schwersten bergsteigerischen Probleme gelöst werden müssen. Trotzdem glaubt Simon, daß die rein alpinistischen Aufgaben menschlichem Ermessen nach von den Teilnehmern gelöst werden dürften — die größte Schwierigkeit erblickt er darin, daß sich die Expedition dauernd in der außerordentlich dünnen Luft jener gewaltigen Höhen aufhalten muß. Dieses Problem haben die Engländer bei ihrer Everest-Expedition durch die Verwendung von Sauerstoffapparaten zu überwinden gesucht — diese Methode hat aber den Nachteil, daß das Gewicht eines solchen Apparates, etwa 25 Pfund, natürlich die Arbeit des Bergsteigers — der ja auch noch Ausrüstung, Proviant usw. zu tragen hat — außerordentlich erschwert. Die neue deutsche Himalaja-Expedition wird daher überhaupt keine Sauerstoffapparate mitnehmen; die Teilnehmer wollen sich an Ort und Stelle langsam an die dünne Luft gewöhnen, und nach den bisherigen Erfahrungen (auch die letzte deutsche Himalaja-Expedition von Dr. Bauer arbeitete ohne Verwendung von Sauerstoffapparaten) scheint diese Methode nicht nur sportlicher, sondern bis zu einer gewissen Höhengrenze auch zweckmäßiger zu sein.

Anfang Juni hoffte die Expedition, den Kampf mit dem Nanga Parbat aufnehmen zu können — im Juni und Juli herrschen dort die klimatisch günstigsten Bedingungen, auf die natürlich bei einem derartigen Unternehmen im stärksten Maße Rücksicht genommen werden muß. Allerdings besteht der Plan, nicht nur den Gipfel des Nanga Parbat zu besteigen, sondern es soll auch das gesamte Gebiet dieses Berges touristisch erschlossen werden. Der Himalaja bietet ja den Bergsteigern, die in den Alpen kaum noch neue „Probleme“ finden, noch lohnende Aufgaben in Höhe und Fülle; zahlreiche Gipfel von über 7500 Metern harren noch des Bezwinners, und erst ein einziger Berg dieser Höhe ist überhaupt bisher erstiegen worden! Sollte also wider Erwarten der Nanga Parbat diesmal nicht besiegt werden, so bleiben der Expedition trotzdem genügend Aufgaben — natürlich hoffen aber die Teilnehmer, den ersten Achttausender zu bezwingen.

Die Unternehmung dient übrigens fast ausschließlich bergsteigerischen Zwecken, da die ursprünglich vorgegebene Teilnahme von Wissenschaftlern sich der Unkosten wegen — die heute in Deutschland einfach nicht aufzubringen sind — nicht als durchführbar erwies. Ohne die tatkräftige finanzielle Hilfe Amerikas wäre wohl überhaupt die Unternehmung, die mindestens 50 000—60 000 M. beansprucht, nicht zu finanzieren; immerhin haben sich auch deutsche Bergsteigervereine tatkräftig für die Expedition eingesetzt. Sowohl der Hauptausführend des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins, als auch verschiedene Sektionen (darunter besonders die Sektion „Jung Leipzig“, der Felix Simon ebenfalls angehört) haben eine nicht unerhebliche finanzielle Belastung auf sich genommen, um diese Unternehmung zu ermöglichen, die vor der Welt von der Tatkraft der deutschen Bergsteigerei auch in schwierigsten Zeiten Zeugnis ablegen soll.

Dr. S. Walters.

Meyers Reisebücher: Zentralschweiz, vom Bodensee bis zum St. Gotthard (früher „Schweiz I“), 24. neubearbeitete Auflage. 268 Seiten. M. 80. Mit 11 Karten, 7 Stadtplänen und 14 Rundbüchern. In Ganzleinen 5 RM. Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig. — Der große Schweizer Führer von Meyers Reisebüchern ist bereits in 23 Auflagen erschienen, was wohl den besten Beweis für seine Qualität darstellt. Jetzt ist nun der erste der vier Bände in 24. Auflage, gänzlich neu bearbeitet, herausgekommen. Er behandelt die Nord-, Nordost- und Zentralschweiz vom Bodensee bis zum St. Gotthard und von Basel bis zum Quellgebiet des Rheins; Mittelpunkt ist der Vierwaldstätter See. Eine vierfarbige, sehr klare Gesamtübersichtskarte der Schweiz, die sogar die amtlichen Nummern der Autostraßen enthält, ist in einer Tasse des Rändeldeckels beigelegt, so daß man sie bei der Lektüre stets danebenlegen kann. Außerdem enthält der Band aber noch zahlreiche Sonderkarten der einzelnen Reisegebiete und Stadtpläne in größerem Maßstab. Die ausführliche Beschreibung der verschiedenen Reiseknoten, Wanderungen und Bergtouren, Stanzquartiere und Sehenswürdigkeiten wird ergänzt durch eine Fülle von praktischen Angaben über zweckmäßige Ausrüstung, alpine Ausdrücke, Ausrüstung und Winterport, Klima und Kurorte, Unterkunft und Verpflegung u. d. d. Es bleibt erkranklich, wie es der Verlag ermöglichen konnte, ein solch umfassendes Buch mit 18 meist mehrfarbigen Karten und Plänen für nur 5 RM. herauszubringen.